

**Zeitschrift:** Wissen und Leben  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 14 (1914)

**Artikel:** Peer Gynt : Versuch einer psychologischen Interpretation [Schluss]  
**Autor:** Schrecker, Paul  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-764058>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# PEER GYNT

## VERSUCH EINER PSYCHOLOGISCHEN INTERPRETATION

### II.

Peer Gynt kommt mit leeren Taschen nach Amerika und sammelt bald Reichtümer bei einem Geschäft, das ihm wenigstens über die niedrigste Menschenklasse unbeschränkte Macht gibt — er wird Sklavenhändler. Allerdings sichert er sich vor dem Bewusstsein der Verwerflichkeit eines solchen Handels, indem er zugleich die Religion protegiert und so — wie er sagt — das Gift neutralisiert. Später wird er Plantagenbesitzer, ist Herr über eine Unzahl von Untergebenen, ein Kaiser im Kleinen, und schließlich, da er schon als Krösus in der ganzen Welt bekannt ist, macht er sein Vermögen flüssig, um es endlich der Bestimmung zuzuführen, der er es gewidmet hatte — er will *Kaiser der ganzen Welt* werden und damit den Traum realisieren, der das Treibende seines Lebensplanes immer gewesen ist.

Als Knab' schon ritt ich in Gedanken  
Auf Wolkenrossen übers Meer;  
Stieg auf in güld'ner Waffenziere, —  
Und purzelt' ab auf alle Viere.  
Doch trotzdem blieb ich unverzagt.

Nur dass mit der zunehmenden Verstandesschärfe und Welt-erfahrung die groteske Phantastik der Jugendpläne rationalisiert wurde, so sehr rationalisiert, dass Peers Machtgelüste und Sicherungstendenzen die Form des ethischen Individualismus angenommen haben, ein Fall, an dem wir sehr genau die psychologische Motivierung eines moralischen Imperativs beobachten können. Peers Maxime ist: *Sei dir selber treu!* Was dieses „dir selber“ bedeutet?

Das Gyntsche Ich, — das ist das Heer  
Von Wünschen, Lüsten und Begehr,  
Das Gyntsche Ich, das ist der Reihn  
Von Forderungen, Phantasein, —  
Kurz alles, was just *meine* Brust hebt  
Und macht, dass Gynt als solcher just lebt.

Die selben Leitlinien, die Peers Jugend geführt haben, finden auch hier ihren Ausdruck. Denn indem er an jede seiner Handlungen nur diesen Maßstab legt, macht er seinen Willen zum absoluten Herren: alles, was er tut, findet seine Rechtfertigung darin, dass er sich selber treu gewesen sei, alles, was sein Selbstgefühl stören würde, kann er unterlassen. Die ganze Welt ist von ihm abhängig, da er Vergötterung und Entwertung nach der Erfüllung der Forderungen verteilt, die er an andere kraft seines „Gyntschen Ich“ stellt und stellen muss. So nähert er sich seinem Ziel — der Gottähnlichkeit, dem Weltkaisertum. Freilich mischt er sich etwas Gift in die Süßigkeit dieser Idee, um, falls sie einmal realisiert sein sollte, leicht einen Standpunkt zu ihrer Entwertung gewinnen zu können (wie er es mit der Liebe zu Solveig getan hatte); denn sein Mittel zur Herrschaft, zur Erringung des Weltkaisertums ist ganz darnach beschaffen, dieses seiner mystischen Note, seiner Gefühlsbetontheit zu berauben; denn weil Geld Macht ist, will Peer alle Macht durch Geld erwerben.

Um sich aber jederzeit seiner Macht bewusst zu werden, reist Peer mit vier Freunden nach Afrika; diese Freunde haben bei ihm die selbe Funktion, die einst Jon Gynts Zechgenossen hatten. Darin drückt sich wieder der Wunsch nach Vatergleichheit aus, zugleich aber eine Übertrumpfung; denn Jons Freunde waren nur Dorfhonoratioren, Peers Genossen aber sind Weltmänner aus aller Herren Länder. Sie sind der Vergrößerungsspiegel seines Persönlichkeitsgefühls, das geduldige vierfache Echo seiner Launen, vor denen er als Self-made-man groß tut und denen er seine Jugendabenteuer in einer pseudologischen Umbildung als galante Abenteuer eines Don Juan von Welt in nonchalantem Ton erzählt.

Peer kam nach Afrika, um von dort aus seinen Eroberungszug anzutreten. Aber seine ehrenwerten Genossen rauben ihm nun seinen ganzen Reichtum, fliehen auf seinem Schiff und lassen ihn allein an der Küste von Marokko zurück, ohne Hilfe als die Gottes, um die er nun fleht. Er bittet Gott das Schiff zu vernichten — und sein Wunsch geht in Erfüllung, das Schiff fliegt in die Luft.

Ein Glücksfall? Nein, hier ist mehr geschehn.  
Ich sollte siegen und die vergehn.

Wie macht es doch wundersam fröhlich und fest,  
Sich so separat behütet zu wissen.

Dass er sich so in der erhebenden Einbildung befindet, unter Gottes speziellem Schutz zu stehen; ist wieder ein Ausfluss seines Größenwahns und verleiht ihm das Machtbewusstsein eines Menschen, von dessen Wünschen Wohl und Wehe seiner Feinde abhängt. Und diese Intimität mit Gott hilft ihm die Überlistung und den Verlust seiner Reichtümer ertragen; ja, um sich seine Niederlage zu verdecken, macht er sofort „aus der Not eine Tugend“, eine Wandlung, wie wir sie noch oft als den stets bereiten Kunstgriff seiner Psyche werden beobachten können:

Wie herrlich, so sitzen, den Geist erhoben!  
Edel denken ist mehr, als Reichtum und Macht.  
Bloß vertrauen auf Gott! Er kennt die Portion  
Vom Kelch des Leidens, die wir vertragen.

Zwar hilft ihm dieses Vertrauen wenig, als ihn nachts Affen in seinem Baumlager angreifen und ihn in ähnliche Lage versetzen, wie damals die, als er sein Leben in des Dovrekönigs Höhle zu verteidigen hatte. Ein Mittel, sich der Affen zu erwehren, wäre in ein Affenfell zu kriechen — also das anzunehmen, was er damals ablehnte, als man ihm den Trollschwanz anbinden wollte. Damals sprach er:

Wie heißt's doch! Ein Mensch ist nicht mehr als ein Hauch  
Und man muss sich wohl finden in Schick und in Brauch.

Jetzt macht er sich durch den gleichen Gedanken Mut in seiner physisch und psychisch bedrängten Situation:

Was sind wir Menschen? Nicht mehr als ein Hauch.  
Und man muss sich wohl finden in Schick und in Brauch.

Aber am Morgen vergisst er den bösen Streich, den ihm seine vier Freunde gespielt haben, denn das Gefühl überlistet worden zu sein behagt seinem Stolze nicht, und er zählt die Freuden des Lebens in der freien Natur mit einer Begeisterung auf, als ob er es freiwillig und zum Vergnügen gewählt hätte und vertraut im übrigen auf das Schicksal, unter dessen besonderer Obhut er zu stehen meint. Denn nie kann er zugeben, dass die Ereignisse ihn beherrschen, immer muss er Herr der Lage sein. Aber schon fasst er grandiose Pläne, um wieder in die Höhe zu kommen; er will die Sahara bewässern und sieht sich schon als

Herrschер eines Volkes, das in den neu kultivierten Gegenden angesiedelt werden soll — als Herrschер in Peeropolis, der Hauptstadt von Gyntiana.

Sein Gottvertrauen bewährt sich — er findet Pferd und Waffen des Kaisers, die Diebe zurückgelassen haben, und ist im Nu — der Prophet. Als solcher wird er bei einem Araberstamm aufgenommen und hat bald alle Vorteile herausgefunden, die mit dieser Stellung verbunden sind :

Dies Leben hier will mir weit besser behagen  
Als das eines Reeders in Charlestowns Tagen.  
Es war etwas Hohles in all dem Betrieb,  
Etwas Unklares, Fremdes, das blieb und blieb.  
Ich fühlte mich nie recht daheim unter Dach.  
So niemals ganz richtig als Mann von Fach.  
Was wollt' ich auch dort nur, so frag' ich mich?  
Ein Geschäftsgaul, ewig im Kreis herumtraben ?

— — — — —  
Du selbst sein wollen von Goldes Gnaden,  
Das ist, wie sein Haus auf Sandgrund errichten.

— — — — —  
Prophet; — die Stellung ist sonder Tadel.  
Da weiß man doch gleich, was man gilt in der Welt,  
Da ist man doch selber der Huldigung Held,

— — — — —  
Und weiter :

Der Prophet war erschienen; die Sache war klar.  
Es war also nicht mein Plan, zu betrügen — ;  
Zudem ist prophetisch antworten nicht lügen;  
Und zurücktreten kann ich ja immerdar.

— — — — —  
Mit einem Wort, ich bin Herr der Lage.

Wieder macht Peer „aus der Not eine Tugend“, indem er den Verlust seines Reichtums ganz so auffasst, *als ob* er aus Verachtung vor dem Golde und um „er selber“ bleiben zu können, die Stellung eines Krösus aufgegeben habe. Freilich schleicht sich auch der Gedanke ein, ob sein Prophetentum nicht Betrug sei, aber diese Vermutung wird gleich widerlegt. Darüber aber, dass er sein Ansehen nicht seiner Person, sondern seinem Anzug verdankt, ist sich Peer doch innerlich im Klaren und so sucht er Gelegenheit, sich auch der Macht seiner Persönlichkeit zu versichern; er nähert sich Anitra mit erotischen Absichten, um sich zugleich seine Jugend zu beweisen:

Nur in Vollkraft kann ich der sein,  
Der ich bin, kann Peer als Peer sein!

Jugend! Jugend! Herrschen, thronend  
Wie ein Sultan, heil und heiß, —  
Nicht durch Gyntianas Banken,  
Unter Palmenlaub und Ranken, —  
Sondern weil in den Gedanken  
Einer reinen Jungfrau wohnend! —

Dass Peer vor Jahren Solveigs Gedanken so beeinflussen konnte, dass sie alles verließ und zu ihm kam — diese Fähigkeit will er sich auch jetzt beweisen — wie wir annehmen dürfen, dass die Hoffnung, von Solveig erwartet zu werden und die Befürchtung, dass es doch nicht so sein könne, jene Unruhe in ihm erzeugt, die er immer durch äußere Erlebnisse zu überdecken sucht und die sich doch in der Hast seines Taumels von Beruf zu Beruf durchbricht.

Wir werden an die Stelle erinnert, wo Peer Solveig die Botschaft schickt: Sie soll mich nicht vergessen, und der Erfolg bei Anitra soll ihm beweisen, dass seine Persönlichkeit imstande ist, ein Weib ganz auszufüllen, so dass in ihrer Seele nichts ist als sein Bild. Freilich schläft Anitra unter Peers geistreichen Reden ein, aber auch das deutet er wieder als günstiges Symptom:

Schlaf, Anitra! Träum' von Peer — —!  
Schlaf! Im Schlaf hast du die Krone  
Deinem Kaiser dargebracht!  
*Durch Persönlichkeit zum Throne*  
*Kam Peer Gynt in dieser Nacht.*

Aber das ruhige Leben als Prophet behagt Peer nicht lange, er fühlt sich unsicher in seinem Kaisertum, das er nur seiner Tracht verdankt, er muss handgreiflichere, eklatantere Beweise seiner Macht haben. *Jugend* soll ihm dieses Bewusstsein verschaffen :

*Anitra:* Was willst du?

*Peer:* Was? Spielen Täubchen und Falk!  
Dich entführen! Tolle Geschichten machen!

*Anitra:* Schäm' dich! Ein alter Prophet —!

*Peer:* Firlefanz!  
Der Prophet ist nicht alt, du kleine Gans!  
Macht man im Alter noch soche Sachen?

*Anitra:* Lass los! Ich will heim!

*Peer:*

Jetzt bist du kokett.

Also heim! Zum Schwiegervater! Wie nett!

Wir tollen Vögel, die Reißaus genommen,

Wir dürfen ihm nie mehr vor Augen kommen.

Man gehe vorüber, rasch wie ein Bonmot,

Es war schon so weit, wo die Sache gespannt wird.

Deine Wüstensöhne wurden verdrießlich; —

So Gebete wie Weihrauch versagten schließlich.

*Anitra:* Doch du *bist* doch Prophet?

*Peer:*

Ich bin dein Kaiser!

Indem er Unsinn treibt, glaubt Peer, auch Anitra von seiner Jugendlichkeit überzeugen zu können und so sein durch den Misserfolg als Prophet wieder gesunkenes Persönlichkeitsgefühl aufzufrischen. Und er entführt Anitra — wie er damals Ingrid entführt hatte — nicht weil er sie liebt, sondern weil diese Tat ihm ein gesteigertes Machtbewusstsein verschafft. Aber die Angst vor einem Versagen seiner Jugendlichkeit und vor der Niederlage drängt ihn in eine weibliche Rolle, weil er sich in der Herrscherattitüde der Energie Anitras gegenüber zu schwach fühlt. Der Kleidertausch und die masochistische Episode sind Symptome dieser geänderten Einstellung.

Als ihm endlich Anitra einen ähnlichen Streich spielt wie seine Freunde und er allein und hilflos in der Wüste steht, macht er wieder von seinem Kunstgriff Gebrauch, aus jeder Situation den größtmöglichen Nutzen für sein Persönlichkeitsgefühl zu ziehen, Niederlagen als Glücksfälle zu betrachten, um so immer die Fiktion, „Herr der Lage“ zu sein, aufrecht erhalten zu können:

Man tut doch am besten, als Christ zu wandeln,  
Zu verschmähn des Pfauenhabits Geprahl,  
Zu stützen sein Tun auf Gesetz und Moral,  
Man selber zu sein und dafür sich einmal  
Einen Nachruf und einen Kranz einzuhandeln.

Ich hab' mich versehn, — doch, ich darf mir's gestehn,  
Nur infolge der Schiefe der Stellung versehn,  
Nicht selbst als Persönlichkeit jedenfalls.

Wieder macht er aus der Not eine Tugend, aus seiner Hilflosigkeit einen Vorteil:

Überlegt man's, ist solch ein Zustand viel wert.

Man ist nicht gebunden an Kutscher und Pferd,

Hat nicht mit Koffer und Karren Plage,  
Kurz, wie man sagt, man ist Herr der Lage.

Und nachdem sich so wieder ein Weg, auf dem er zur Macht gelangen wollte, als Sackgasse gezeigt hat, erfindet er sofort einen andern, denn so wenig er seine Ziele der Realität anpassen kann, so sehr benützt er doch jede Situation, um in die Höhe zu kommen. Diesmal wählt er die Wissenschaft als Mittel:

Aus allen Banden fahren und schlüpfen,  
Die dich mit Heimat und Freunden verknüpfen, —  
In die Luft sprengen all deines Reichtums Pracht, —  
Sagen dem Glück deiner Liebe gutnacht, —  
Nur um zu finden der Wahrheit Mysterium, —

(Zerdrückt eine Träne im Auge.)

*Das ist des echten Forschers Kriterium.  
O Unglück, du hast deinen Stachel verloren!  
Ging mir doch auf nun, wozu ich geboren!  
Und nun bloß aushalten, kommt's noch so schwül!  
Hoch nun darf ich mein Haupt wieder tragen,  
In meines Manneswerts Wohlgefühl;  
Ein Kaiser des Lebens, sozusagen!*

Immer wieder der gleiche Kunstgriff, um der inneren Not zu entrinnen, immer wieder die Fiktion der Freiwilligkeit und die ethische Pose, um Niederlagen zu verschmerzen, immer wieder dieses Komödienspiel vor sich selber, um die Verzweiflung zu verdecken: Als ob es seine Bestimmung gewesen wäre, Gelehrter zu werden und er deshalb aus freiem Entschlusse Heimat und Freunde verlassen, seinen Reichtum aufgegeben und dem Liebesglück entsagt hätte. Und weil er sich in dieser Rolle groß fühlt, benützt er sie gleich, um alle anderen Menschen zu entwerten:

Die Männer sind nur dem Gewinn zugekehrt,  
Ihre Geister sind lahm, ihre Taten unecht; —  
Und die Weiber — ein unbeständig Geschlecht!

Peers Pläne als Gelehrter sind aber von den selben unmäßigen Größenideen beherrscht wie sein ganzes Leben. Dass seine Leistungen grotesk sind, ist nur die Wirkung seiner Pseudoaufrichtigkeit. Denn diese Berufswahl ist nur eine neue Form seines Machtriebes, ein letzter Ausweg, den er wählt, um der Verzweiflung über alle Niederlagen zu entgehen, die er seit seiner Landung in Afrika erlitten hatte, die unrealste Wandlung seines Kaisertraums, aber die, die ihn am wenigsten in Abhängigkeit von Mitmenschen bringt. Und wieder die Schlange unter Blumen versteckt: denn

indem er sich zutraut, so ganz ohne Vorbildung Historiker mit gigantischen Aufgaben zu werden, gibt er der Meinung Ausdruck, dass die Wissenschaft Kinderspiel und nicht ernst zu nehmen sei — wie er es mit dem Weltkaisertum, das er für Geld erwerben wollte und dem Prophetentum von Mantels Gnaden gemacht hatte. Und weil dieses Kaisertum zu gestaltlos ist, ohne Wirkung auf die Menschen, weil es nicht genügt, um alle Niederlagen zu kompensieren, weil diese Erfüllung ein Scheitern der Größenpläne ist, so steigen gespensterhaft mahnende Erinnerungen an die erste Periode seines missglückten Aufstieges herauf — die Memnonsäule nimmt die Gestalt des Dovrealten an, die Sphinx die des großen Krummen — wieder sieht Peer die Realität durch das Verzerrungsglas seiner Angst — bis endlich seinem Kaisertraum eine Erfüllung wird, eine Erfüllung, die wie eine Blasphemie, eine Karikatur des Wunsches erscheint: er, der immer sein Ich der Welt gegenüber durchsetzen wollte, wird Kaiser derjenigen, die diese Forderung in grauenhafter Konsequenz durch Absperzung ihres Größen- oder Kleinheitswahns vor allem Widerspruch der Wirklichkeit durchsetzen — Peer Gynt wird Kaiser im Irrenhaus zu Kairo.

In diesem Erlebnis bei den Irrsinnigen, da Peer mit dem Wahnsinn in sich und außer sich kämpft, erlebt er die letzte Konsequenz seines Kaisertraums, in einem Kaisertum von Untertanen, deren jeder „sich selber treu“ ist — aber welches ist dieses „er selbst“? — und mit seiner Proklamation zum „Kaiser der Selbstsucht“ schließt die zweite Phase seines Lebens.

Die erste spielte in den engen Grenzen seiner Heimat; dort wollte er herrschen wie einst der Vater, und als das Ziel seiner Wünsche in handgreifliche Nähe gerückt war, erschien es in Furcht und Leid gehüllt. Die Welt zu beherrschen war seine leitende Fiktion in dieser zweiten Periode — aber der Weg zur Höhe, die so oft erreicht schien, war Passionsweg und Labyrinth und endete im Irrenhaus.

\* \* \*

Wie die erste Katastrophe — die Flucht vor Solveig — eine Art Heilung Peers, das Sammeln aller Kräfte nach der Niederlage und das Aufsuchen geradlinigerer Wege zum Ziel bewirkte, so

fängt er auch nach seiner Rettung aus dem Irrenhause ein neues Leben an, ein Leben allerdings, das noch denselben Leitlinien folgt und in dem die ganze Vergangenheit wirksam ist, das er aber besser in Einklang mit der Realität zu setzen versteht, als er es in der blinden Hetzjagd nach dem Kaisertum imstande gewesen war. Am Beginn seiner dritten Periode sind seine Beschäftigungen zwar abenteuerlich, aber doch nicht so ganz ohne Hoffnung auf Erfolg wie etwa das Propheten- oder Gelehrtentum. Wir erfahren, dass er unter anderem Goldgräber in Kalifornien und Pelzjäger in Alaska war, und wenn wir versuchen, diese „Berufswahl“ aus Peers Vergangenheit zu verstehen, so müssen wir beim Goldgräber an den jungen Peer denken, der in den Ruinen des väterlichen Hofes nach Schätzen grub und in steter Erwartung des Wunderbaren, das ihn aus seiner kläglichen Armut herausführen und zum mächtigen Prinzen machen sollte, die Anpassung an die Anforderungen des realen Lebens versäumte; und der Pelzjäger ist eine Metamorphose des jungen Renntierjägers, der von seinen abenteuerlichen Jagden statt der Beute Lügenmärchen nach Hause brachte. Dadurch, dass er jetzt mit dieser Tätigkeit sein Fortkommen findet und dabei sogar ein reicher Mann wird, erfüllt er einen Wunsch seiner Jugend und beweist sich und allen Anderen, dass er trotz der Warnungen und Vorwürfe der Mutter schließlich mit seinen Plänen doch recht behalten habe. Und alle diese Berufe sind zugleich solche, die ihn von der menschlichen Gesellschaft fern halten, welche ihm immer nur Demütigungen und Niederlagen am Ende bereitet hat. Denn das haben ihn die Erfahrungen seiner wechselvollen Vergangenheit gelehrt: der Weg zum Ansehen, den sein Vater gegangen war, ist für ihn unmöglich. Jedesmal, wenn er Geld erworben hatte und sich nun durch Freigebigkeit in der Meinung der „Freunde“ erhöhen wollte, wurde er schließlich das Opfer seiner Laune, der Betrogene, der zum Schaden noch das Gefühl des Verspottetwerdens deshalb hatte, weil er von Anderen überlistet worden war. Und so ist aus dem im Grunde sanguinischen Peer des afrikanischen Abenteuers ein harter, verschlossener Charakter geworden, der sich durch seinen offen betonten Egoismus vor Ausbeutungen sichert. Peer der Greis aber kann die Jugend und ihre Macht auch nicht mehr wie einst bei Anita durch tolle Streiche zurückholen. Und so

muss ihn allmählich das Gefühl beschleichen, nahe dem Ende eines Lebens zu stehen, das keine Entscheidung gebracht hat und dessen Taten alle doch nur Vorbereitungen zur Entscheidung waren — zur Entscheidung der Frage nach der Macht seiner Persönlichkeit. Denn seine Lebensweisheit:

Die ganze Kunst, das Glück zu zwingen,  
Die Kunst, den Mut der Tat zu haben,  
Ist die: wahlfreien Laufs zu traben  
Durch dieses Lebens tausend Schlingen, —  
Zu wissen, dass zu keinen Tagen  
Des Streites letzten Tag man schreibt,  
Zu wissen, dass stets offen bleibt  
Ein Brücklein, dich zurückzutragen.

diese zum Prinzip erhobene Leitlinie seiner Lebensführung, durch die er sich vor dem Definitiven der Realität, die er als minderwertig empfinden musste, sicherte, erweist sich jetzt als verfehlt — jetzt, da das notwendige, unentrinnbare Wirken dieser Realität selbst ihm den letzten Tag in drohende Nähe rückt. So zieht es Peer Gynt in die Heimat zurück, aus der er als Jüngling geflohen war, in die Heimat, wo der Kampf entstand, der seinen Lebensinhalt bildete und wo er ihn jetzt, nach Jahrzehnten, zur Entscheidung bringen will. Denn ein Kampf war es bis jetzt gewesen, ein Kampf zwischen Wille und Fähigkeit, zwischen Fiktion und Realität. Der Schauplatz war zuerst die väterliche Hütte, das Heimatdorf gewesen, dann wurde es die Welt und da er nirgends sein Ziel hatte erreichen können, oder vielmehr da jedes Ziel, das er erreicht hatte, damit auch schon entwertet war, führt sein Lebensweg ihn wieder zurück zur Hütte im Walde, wo er die endgültige Entscheidung erwartet. Hat er bei Solveig gesiegt? Harrt sie in zeitentrückter Treue seiner? — Oder ist er vergessen worden? —

Den größten Teil seines Reichtums hat Peer wieder einmal verloren, aber der Rest genügt, um damit in der Heimat eine Rolle spielen zu können. So erblickt er als Greis vom Schiffe aus das Vaterland und er erkennt die Gebirge und Orte, an die sich seine Jugendphantasien knüpften, mit einer Genauigkeit wieder, die beweist, wie sehr diese Jugenderinnerungen in ihm weiterwirken.

*Der Kapitän:* Sie sind hier bekannt wie ich sehe.

*Peer:* Ich kam einst vorüber als junger Tropf;

Und der Satz, wie man sagt, bleibt am längsten im Topf.

(Spuckt aus und starrt auf die Küste.)

Diese Verachtung für die eigene wechselvolle Vergangenheit angesichts des Kontrastes zwischen der ewigen Größe der Berge und der Erinnerung an die Phantasien, mit denen Peer als Kind sie umwob, ist eine kleine, kaum merkliche Annäherung an die Erfassung der inneren und äußereren Wirklichkeit. Vorläufig aber zeigt sich in der heftigen Szene mit dem Kapitän Peers Enttäuschung über sein Leben, das sich die Beherrschung der Menschen zum Ziel gesetzt hatte und jetzt, da er schon alt ist, zu einer selbstverschuldeten Einsamkeit führt, die nur durch die kaum erfüllbar gedachte Hoffnung erwartet zu werden gemildert wird. Er bietet dem Kapitän ein Geschenk für die Mannschaft an, sobald der Heimatshafen erreicht sein würde; als er aber erfährt, dass die Matrosen daheim von Weib und Kind erwartet, dass Freude und Jubel ihre ersehnte Rückkehr feiern würden, da wird er anderen Entschlusses:

Nein! Dreimal nein!

Bin ich ein Narr? Wie? Was hätt' ich für Gründ',  
Anderer Kindern mit Meinem zu frommen?

Hart genug bin ich *so* weit gekommen.

Niemand erwartet den alten Peer Gynt.

Aber nicht nur soll die Freude der Heimkehrenden nicht durch ihn erhöht werden, sondern er ersinnt noch ein wahrhaft teuflisches Mittel, um sein Unglück, seine Enttäuschung an den Glücklichen zu rächen. Branntwein in Menge will er der Mannschaft geben lassen und so soll sie kein freudiges Wiedersehen mit Weib und Kindern feiern können und diese sollen statt des sehnlichst Erwarteten einen rohen Betrunkenen empfangen. Denn was Peer kaum zu hoffen wagt:

Geliebt in andrer Gemütern hangen; —

Andrer Gedanken Gegenstand sein — —!

Wann und wo denkt wohl irgendwer mein?

das steht ihnen sicher bevor. Wenn ich nicht glücklich sein kann, das ist Peers leitende Idee in dieser Härte, so sollen es die anderen auch nicht sein, und diese Gesinnung zeigt er später noch einigemale, wenn er auch jetzt, da ein Wrack dem Schiffe im

Sturm begegnet und Menschenleben in äußerster Gefahr schweben, Großherzigkeit und Mitleid äußert und Geld für eine Rettung hergeben will, die allerdings den Rettern das Leben kosten muss. So gewinnt er das erhebende Gefühl seiner Güte und einen moralischen Ausgleich für die Gemeinheit, die er eben geplant hatte.

*Ich, ich bin schuldlos; der Opferteller,  
Kann ich beweisen, empfing meinen Heller.  
Doch was hab' ich davon? — Es gibt zwar ein Wort:  
Ein gut Gewissen ein sanft Ruhekissen.  
Das hilft wohl auf trockenem Boden fort,  
Doch taugt es auch nur einen Deut an Bord?  
Da wird das Lamm mit den Böcken zerrissen.  
Zur See kannst du niemals du selber sein.*

Peer war also nicht „er selber“, als er in roher Weise die Freude der Heimkehrenden zerstören wollte — das ist wieder einer seiner ethischen Kunstgriffe. Und rasch schiebt er die Schuld an dem Orkan, der jetzt das Schiff zum Sinken zu bringen droht, auf die Leute, die ihr Leben nicht aufs Spiel setzen wollten, um andere zu retten, und will sich dadurch, dass er sie moralisch entwertet, beweisen, dass *er* zwar der Unglücklichere, aber doch der Bessere sei. Als sofortige Kompensation des Gefühls der Hilflosigkeit und Unsicherheit, die der Sturm, sein Alter und seine glanzlose, elende Einsamkeit in ihm erzeugen, bildet Peer wieder ein Projekt ganz in der Art der Größenphantasien, mit denen er in der Jugend sein Minderwertigkeitsgefühl zu übertäuben gesucht hatte, ein Projekt, das zugleich wieder einen Rachegedanken gegen die Menschen enthält, denen er die Verantwortung für seine Ver einsamung aufwälzt:

*Den Hof will ich wieder, ob's biegt oder bricht;  
Ein Schloss soll draus werden, hochragend und licht.  
Doch keinen will ich im Haus drinnen sehn!  
Vorm Tor soll'n sie stehn und die Hüte drehn;  
Bitten und betteln, — das sei ihr Pläsier;  
Doch keiner bekommt einen Schilling von mir; — —  
Wenn mich das Schicksal immer bloß knechten kann,  
So find' wohl auch ich Leut', mit denen ich rechten kann — —*

Aber die Zuversicht, mit der er solche Luftschlösser in seiner Jugend aufgebaut hatte, ist jetzt nicht mehr möglich, da das Alter die Unsicherheit der Vollendung bringt und alle Erfahrungen seiner Vergangenheit Peer vom Versagen seiner

Macht überzeugt haben. Und so taucht als Symbol der Angst vor dem Tode, der kommen kann, ehe Peer das Resultat seines Lebens erfahren hat, der „fremde Passagier“ auf — wieder ein „Memento“, eine Warnung vor dem leeren Schein der Größenphantasien, jetzt, da es gilt, eilig eine Entscheidung zu finden. Das Schiff sinkt. In dem grausamen Kampf ums Leben mit dem Koch, in dem Peer siegt, bricht trotz der Natürlichkeit dieser Rücksichtslosigkeit in einer solchen Situation doch wieder der Gedanke der Rache an dem Erwarteten durch, der so nahe dem Glück untersinkt.

*Der Koch:* Ach Liebster, — sei doch gut!

Bedenk', wie's einem Vater tut —

*Peer:* So wär's für mich noch größre Pein;  
Denn ich soll erst noch Vater *sein*.

Wieder taucht jetzt die Todesangst in Gestalt des „fremden Passagiers“ auf und zugleich ein weiterer Fortschritt der Selbstvorwürfe, die die Enttäuschung und die Angst vor dem Nichts bringen:

*Der Passagier:* Fiel ihnen *einmal* bloß im Leben  
Der Sieg zu, der in Angst gegeben?

Endlich kommt Peer ins Heimatdorf; nicht die Hütte im Walde, die er sich einst als Schutz gegen tückische Koboldgedanken gebaut und wo er Solveig verlassen hatte, ist der Ort, zu dem er zuerst seine Schritte lenkt — ihm bangt vor der Entscheidung, alles hängt von ihr ab und es ist doch so wenig wahrscheinlich, dass Solveig seine Flucht mit unendlicher, übermenschlicher Liebe vergolten haben soll —, sondern er betritt den Friedhof, gerade als man den Mann begräbt, den er in seiner Jugend dabei beobachtet hatte, wie er sich, um dem Soldatendienst zu entgehen, einen Finger abhackte. Nach der Charakteristik, welche die Grabrede des Pfarrers von diesem Manne gibt, war er in gewisser Hinsicht ein Gegenstück zu Peer. Aber während dieser von reichen, angesehenen Eltern stammt, war jener als armer Knabe ins Land gekommen und hatte mit unbeugsamer Energie immer wieder von vorne angefangen, bis er ein bescheidenes Glück erreicht hatte:

Wo er im engsten Kreis sein Glück gewoben,  
Dort war er groß, weil er er selber war;  
Weil der ihm eingeborene Klang nie schwieg.

Zwar auch einer, der nach Macht strebte, aber einer, der es mit den Mitteln der Realität getan, der nicht über sich selbst hinausgestrebt hatte, sondern, rücksichtslos gegen seine Person, in aller seiner Demut er selber geblieben war, ohne Fiktionen und ohne Lüge.

Es ist nun wieder ein Beweis für Peers Fähigkeit, aus jeder Situation das größtmögliche Quantum an Selbsterhöhung zu ziehen, dass er das eingeschränkte Lob, das der Pfarrer dem Verstorbenen zollt, auch für sich in Anspruch nimmt. Und auf diesem einseitigen Standpunkt übersieht er, dass das Lob jenen Eigenschaften galt, durch deren Mangel er sich von dem anderen unterscheidet: dessen Demut und Beschränkung auf jene Aufgaben im engen Kreise, denen er vollständig genügen konnte und dass das „Er selber sein“ des Verstorbenen gerade die entgegengesetzte Bedeutung hat als seine Maxime. Aber Peer sieht nun sein Leben ganz ähnlich dem des Begrabenen, der nun, nach seinem Tode, doch endlich die verdiente Anerkennung findet.

Ständ' ich nicht mit meinem Stab

Hier an dieses Geistesverwandten Grab,  
So könnt' ich denken, ich selbst läge dort  
Und hörte des Geistlichen rühmend Wort.

Man selbst soll man sein, und sich und dem Seinen  
In allem nachgeh'n, im großen und im kleinen.  
Will's Glück sich nicht fügen, so bleibt doch die Ehre,  
Dass einer sein Leben geführt nach der Lehre. —  
Und nun heim! Steigt der Weg noch so schmal auch und steil,  
Und gibt sich das Schicksal auch noch so gefährlich, —  
Der alte Peer Gynt kennt sein Sträßlein zum Heil  
Und bleibt, der er ist: arm, aber ehrlich.

Wieder will Peer aus der Not eine Tugend machen und sich in der Rolle eines armen aber ehrlichen Mannes resignieren, dem man wenigstens am Grabe Gutes nachrufen wird. Aber was er nun erlebt, als er den väterlichen Hof betritt, kann ihm keine Illusionen darüber lassen, was man ihm einst nachsagen werde. Er kommt gerade zur Versteigerung des Gerümpels zurecht, das er zurückgelassen hatte, sieht unerkannt die Freunde und Feinde seiner Jugend wieder, bei denen die Erinnerung an seine erlogenen Heldenataten noch wach ist; aber was können ihm diese Jugendphantasien jetzt bedeuten, da er nach realerer Macht zielt? Er

hoffte wenigstens auf ein gutes Andenken und diese Lügen sind das einzige, schale Überbleibsel seines Lebens in der Heimat. Muss er nicht fürchten, dass Solveig ebenso über ihn denkt? So begegnet ihm immer wieder das, was er sein ganzes Leben lang überwinden wollte, das Gefühl der Minderwertigkeit, des Verachtetwerdens:

Hin und zurück, 's ist der gleiche Weg;  
Hinaus und hinein, 's ist der gleiche Steg. —

Und angeekelt von seiner Vergangenheit in *dieser* Beleuchtung bietet er noch den Rest an Illusionen feil, der ihm geblieben ist und der — das weiß er jetzt schon gewiss — nie Aussicht auf Realisierung hatte. Zuerst das Rondeschloss, ein Wunderpferd, „so Perlen wie Schaum“, „von einem Gesangbuch ein Traum“ (ein Symptom seiner Verzweiflung an Solveigs Warten) und schließlich — mit tragischer Ironie — sein ganzes Kaisertum:

Alles sei dessen — ich hinterleg' es —  
Der mir den Weiser zeigt: Hier geht's des Weges!

Er muss noch hören, dass man in der Heimat sagt, er sei als Dichter in die Fremde gezogen und dort vor vielen Jahren gehängt worden. Peerichert sich aber einen effektvollen Abgang von der Szene, indem er eine Fabel des Phädrus erzählt, deren Moral sagt, dass selbst der Teufel verkannt wird, wenn er sein Publikum überschätzt und dass das Echteste für falsch gehalten wird, wenn es sich nicht offen als solches bekennt. Damit gelingt es ihm, die Schuld an seinem verfehlten Leben und dem hässlichen Andenken, das er in der Heimat zurückgelassen hat, von sich selbst abzuwälzen und auf jene zu schieben, welche jetzt seine Vergangenheit verspotten. Er schafft sich so das Gefühl, in seinen edlen Absichten verkannt worden zu sein — ein wirk-sames Mittel zur Erhöhung des Selbstgefühls.

Allmählich aber — wir können das wohl einen Heilungsprozess nennen — setzt sich so in Peer die Einsicht durch, dass sein ganzes Leben *ein* großer Wahn gewesen sei. Und in seiner Verzweiflung über sein verfehltes Leben will er auf alles Menschliche verzichten, jeden Ehrgeiz von sich werfen, um sich vor neuen Niederlagen zu sichern. Wie ein Tier im Walde zu leben, sich von Wurzeln zu nähren und so alles Menschliche zu überwinden

und zu entwerten — das ist sein letzter Ausweg — allerdings immer noch mit dem unter Ironie versteckten Größengedanken:

Als Tier bin ich immer noch fürstlich zu achten.

Aber er überwindet auch endlich den Kaisertraum:

Du bist kein Kaiser; du bist eine Zwiebel —

so findet er für sich das passende Bild: der Gescheiterte und der Goldgräber, der Pelzjäger und der Irrenkaiser, der Altertumsforscher und der Prophet, der Milliardär und der Sklavenhändler — das sind nur Schalen. Aber so tief er auch forscht und so streng er auch gegen sich selbst zu sein meint,

Bis zum innersten Innern, — da schau' mir einer! —

Bloß Häute, — nur immer kleiner und kleiner. —

Bis endlich das erhoffte Unerwartete Ereignis wird. Er sieht Solveig in der Hütte im Walde, die er einst als Schloss wider tückische Koboldgedanken erbaut hatte, singend und mit unendlich gütigem Vertrauen auf ihren „lieben Jungen“ warten. Er, der sein Kaisertum überall gesucht hatte, nur aus Feigheit und Angst dort nicht, wo es schon errichtet war, im Herzen Solveigs, muss nun sehen, dass ihr Glaube an das Werk, das er zu schaffen hatte, die einzige reale Wirkung seines Lebens ist.

Eine, die Treue hielt, — und einer, der vergaß

Einer, der ein Leben verspielt, — und eine, die wartend saß.

O, Ernst! — Und nimmer kehrt sich das um!

O, Angst! — *Hier* war mein Kaisertum!

Jahrzehntlang war Peer in allen Zonen der Welt herumgezogen, um sich die Macht seiner Persönlichkeit zu beweisen, ein Menschenleben hatte er verspielt, um eine Fiktion, ein Idol durchzusetzen — jetzt bricht er unter Erkenntnis zusammen, sein Glück unwiederbringlich — wie er glauben muss — verloren, verscherzt zu haben. Denn noch hat er den letzten Mut nicht, geradewegs zu Solveig zu gehen, noch hält ihn die ungeheure Last der Vorwürfe zurück, die er sich selbst macht und die er auch von ihr fürchtet. Denn jener Peer, dem Solveigs Erwartung gilt, ist so wenig der Mensch, als der er sich erkennt, dass er glauben muss, das Kaisertum jenes Peer zu zerstören, wenn er es für sich in Anspruch nimmt. Denn was war sein ganzes Leben?

Asche, Nebel, Wolken Staubes,  
Bauherr, schwing den Zauberstab!

Über Pesthauch faulen Laubes  
Wölb' ein übertünchtes Grab!  
*Dunst, Traum, totgeboren Wissen* —  
Damit sei der Grund umrissen,  
Drüber sich der Turm der *Lüge*  
Stein um Stein zusammenfüge.  
*Furcht vor Ernst und Scheu vor Buße*  
Prahlt' von ihm mit frechem Gruße  
Allen Richtungen der Rose:  
Dies schuf Peter Gynt, der Große!

Alles, was Peer hätte leisten können, alle seine Fähigkeiten, die brach liegen mussten, weil er einem chimärischen Ideal nachjagte, erheben jetzt ihre Stimme in ihm und fordern Rechenschaft. Er sieht jetzt alle realen Wege, die er hätte gehen können, während er auf dem schwindelnden Seil seiner fiktiven Leitlinien tanzte. Selbstvorwürfe in schaurigem Reigen, die ihn noch immer von Solveig forttreiben. Du hättest ein Denker werden können, ruft er sich zu, und gebarst nur einen einzigen schiefen, schielen Gedanken — deinen Kaisertraum; für einen Dichter hat man dich in der Heimat gehalten: du warst auch das nicht. Du hättest einen Menschen zum Glück führen können,

Dein Herz rief leise; —  
Du bliebest achtlös.

Werke von wahrer Größe hättest du tun können, aber du übstest Verrat an dir selbst. Und deine Mutter, der du versprochen hast, dass sie einmal das ganze Volk ehren würde — was kannst du ihr als Früchte deines Lebens zeigen? So arm es ist, so reich hätte dein Leben sein können, wenn nicht . . .! Und diesen Gedanken sucht nun Peer in einer Weise zu ergänzen, die ihn rechtfertigen soll. Schon früher, als langsam die Erkenntnis, dass sein Leben verfehlt wäre, in ihm aufdämmerte, hatte Peer versucht, die Schuld daran von sich abzuwälzen und auf andere zu schieben; anfangs auf das feindliche Schicksal, dann auf seine Jugendgenossen, die ihn verkannt hatten und jetzt auf den Vater. Wie Jon Gynts Leben ihm in seiner Jugend als Leitstern gedient hat, so soll es jetzt auch die Verantwortung dafür übernehmen, dass das Feuerwerk *seines* Lebens in ein jämmerliches Nichts am Ende verglüht.

Als Peer ein Knabe war, pflegte er mit einem Löffel Knopfgießer zu spielen, so erzählte Aase,

War einmal Fest hier; kommt der Junge herein,  
Will ein Stück Zinn. Sagt mein Jon: Zinn? Nein!  
Aber eine König-Christians-Kron';  
Silber, so ziemt sich's Jon Gyntens Sohn.

Und als er nun bei seiner Rückkehr in die Heimat der Versteigerung seines Nachlasses zugesehen hatte, war auch der Schmelzlöffel verkauft worden, in dem er als Kind seine Knöpfe gegossen hatte. Jetzt aber steht Peer am Kreuzweg, von dem aus — so dürfen wir annehmen — der steile Pfad zu Solveig führt. Die Macht der Selbstvorwürfe hält ihn noch zurück und er sucht eine Rechtfertigung, um nicht als Bettler vor sie hintreten zu müssen. Der Vater muss die Schuld übernehmen, *er* war es, der „im Wegwerfen groß“ ihn Verschwendung lehrte, *er*, der in seinem selbstverschuldeten Zusammenbruch ihn, der zu Großem geboren war, ins Elend mitriß, *er*, der ihm die Erreichung seiner Bestimmung unmöglich gemacht hatte. Er hatte ihm Macht und Größe versprochen und was war das Resultat?

*Du* warst nun gedacht als ein blinkender Knopf  
Auf der Weste der Welt; doch die Öse misslang.

So ist es des Vaters Schuld, dass er nichts wurde, gar nichts, ein missratener Guss, den man bloß als Rohmaterial verwenden kann. Soll denn sein Leben ganz umsonst gewesen sein, umsonst alle Qualen und Anstrengungen, umsonst die Liebe, umsonst der Hass?

So sucht Peer seinem Leben, das — davon ist er jetzt schon überzeugt — wertlos gewesen ist, einen Inhalt zu finden — er sucht seine Vergangenheit ab, um darin ein Erlebnis, eine Tat zu finden, die gezeigt haben, dass er wenigstens immer bestrebt war, er selbst zu sein und dass nur das Schicksal, die Freunde, der Vater daran schuld seien, dass sein Inhalt keine Werke zeugte. Er fällt auf das Abenteuer im Rondeschlosse bei dem Trollvolk; dort glaubt er ganz er selbst gewesen zu sein, als er schließlich floh. Aber einer aufrichtigen Selbstbetrachtung kann diese Überzeugung nicht standhalten — ist er aus ethischen Motiven geflohen und nicht aus Angst? Hat er Opfer bringen können, um sich selber treu zu bleiben oder wählte er nicht vielmehr diese Maxime, um keine Opfer bringen zu müssen? In der Jagd nach einem Größenidol hatte er die Treue gegen sich selbst erblickt

und war nur sich selbst nachgejagt, ohne sich je zu erreichen — ein Egoist mit ethisch gefärbter Oberfläche. Denn was heißt es: „Du selbst sein?“

*Der Knopfgießer:* Du selbst sein heißt: dich selbst ertöten.  
Doch du brauchst vielleicht noch ein deutlicher Bild? —  
Des Meisters Willen als wie ein Schild  
An seines Lebensschwerts Griff sich löten.  
*Peer:* Doch wenn man nun niemals erfährt, was der Meister  
Mit einem gewollt hat?  
*Der Knopfgießer:* Das soll man ahnen.

So steht Peer wieder am selben Kreuzweg, um eine Enttäuschung reicher, um eine Hoffnung ärmer. Ich war also immer ein krasser Egoist, muss er sich sagen, ein schlechter Mensch, ein Sünder gegen den Meister. Aber ist es nicht besser, ein Sünder zu sein als ein Nichts, kann man als Sünder nicht wenigstens bereuen, auf Verzeihung hoffen und so sein Leben in Harmonie enden? So sucht er seine Vergangenheit nach einer Tat ab, die Größe im Bösen gezeigt haben soll. Aber auch dieser Notausweg versagt. Denn keine seiner Handlungen hatte das Böse als Böses zum Ziel — er kümmerte sich nur nicht darum.

Mit Waten im Schlamm ist wenig geschafft;  
Eine Sünde will Ernst, eine Sünde will Kraft.

Alle Sünden Peers waren Skruppellosigkeiten, Vergehen um des Erfolges willen, nie Sünden um der Sünde willen.

Was haben Sie, drüber zu lachen, zu weinen,  
Was jubelnd zu bejahren, was verzweifelnd zu verneinen,  
Was, das Sie heiß oder kalt überschreckt? —  
Sie ärgern sich, — das ist der ganze Effekt.

Jetzt scheint jeder Ausweg aus dem Nichts versperrt, Verzweiflung als Resultat eines Lebens „Verschwinden im Tor der Finsternis“ als Zukunft.

So unsäglich arm kann ein Mensch also gehn  
Zurück in die grauen Nebel des Nichts.  
Du liebliche Erde, sei mir nicht gram,  
Dass ich dein Gras trat, keinem zum Frommen.  
Du liebliche Sonne, die leuchten kam  
In ein Haus, drin keiner dich heiß willkommen!

Es ist hart, seine Geburt mit dem Leben zu büßen.

Und noch einmal will Peer die Illusion der Größe und Höhe genießen, nach der sein ganzes Leben drängte.

Hinauf will ich, hoch, wo die Gipfel blauen,  
Einmal die Sonne noch aufgehen schauen,  
Starren mich müd' auf's gelobte Land,  
In einem Schneesturz mein Ruhbett haben;  
Man mag drüber schreiben: „Hier ist *niemand* begraben“;  
Und dann —! Ja, — das Dann hat noch keiner gekannt.

Da erinnert er sich der einzigen großen Sünde, die er in seinem Leben begangen hatte, damals, als er von Solveig floh, die alles geopfert hatte aus Liebe zu ihm.

Zum drittenmale steht Peer am Kreuzwege, am Wege, der zu Solveig führt; zweimal schon hat ihn seines Nichts durchbohrendes Gefühl vom entscheidenden Schritt zurückgehalten. Sie hat ihm ihr Leben geopfert, ihren Glauben geschenkt, ihre Liebe gewahrt — und er kann ihr kein Äquivalent dafür bringen. *Das* aber ist die große Sünde seines Lebens gewesen — *das* etwas, was Buße und Reue dem Rest eines Lebens zum Inhalt gibt.

Mit dieser Erkenntnis verlässt das Individuum das Reich der Erscheinungen, welche die Psychologie zu verstehen sucht und tritt in ein Reich der Werte. Denn Schuld und Sühne mag der Ethiker wägen — der Psychologe weiß nur den Weg zur Tat, die sich dann als solche vor ewigen Gesetzen zu verantworten hat.

Jetzt, da Peer in der Schuld Solveig gegenüber den einzigen wahren Inhalt seines Lebens erblickt und in ihrer Verzeihung das letzte Ziel, wagt er den letzten Schritt — unbekümmert um die Folgen, unbekümmert, ob Größe oder Verwerfung ihn erwarten, unbekümmert um alle Wünsche und Ideale, die sein Leben beherrscht halten :

Hin und zurück, 's ist der gleiche Weg;  
Hinaus und hinein, 's ist der gleiche Steg.  
Wilde, wilde, unendliche Klage;  
So heimzukehren am End' seiner Tage!

— — — — —  
Drum herum, sprach der Krumme!  
(Hört Gesang in der Hütte.)  
Nein, diesesmal, Peer,  
Mittendurch, — ob auch der Weg noch so schwer!

\* \* \*

Mit einem Sturz hatte dieses Leben begonnen und alle seine Taten hatten das Ziel gehabt, zur Höhe zu kommen. Aber auch jener Mann, dessen Begräbnis Peer miterlebt hatte, war vom gleichen Ziel angezogen worden. Was unterscheidet die beiden?

Jener war immer arm gewesen und hatte sich aus seiner Armut herausarbeiten wollen, mit jenen Mitteln, über die er wirklich verfügte und auf jenem Wege, der zwar schwer und lange war, aber ein sicheres Anszielkommen verhieß.

Peers Vater aber war reich und angesehen gewesen, ein König in seinem Dorfe und dieses

Anschau'n eines Glanzgestirns in der Jugendzeit  
*(Alfred Mombert)*

hatte ihm den Blick für die Realitäten des Lebens genommen. Er litt unter dem Gefühl der Minderwertigkeit, des Verachtetwerdens, ein schweres Gewicht drückte stets auf sein Selbstgefühl und durch die Anziehungskraft eines hochgestellten Persönlichkeitsideals wollte er sein Leben aus diesem von der Qual der Realität geknechteten Zustand reißen. Aber er konnte dazu nicht den geraden Weg seines Altersgenossen wählen, der eine Wiederholung des Lebenslaufes Rasmus Gynts, seines Großvaters, gewesen wäre. Denn das Persönlichkeitsideal duldet keine Zwischenstationen, die im Vergleich zu ihm doch armselig gewesen wären. Im Augenblick wollte er wieder zu dem Ansehen gelangen, das noch der Vater genossen hatte und dem die mütterlichen Märchenerzählungen den Schimmer des Wunderbaren verliehen hatten. Und weil eine solche Wandlung nur durch ein Wunder möglich gewesen wäre, weil die Lebensform, die ihm seine Mutter zudachte, sie nie erreicht hätte, hoffte er auf das Schicksal eines Märchenprinzen und formte aus diesem Material seine Zukunftspläne als Kompensation gegen das ihn umgebende Elend. Die Angst vor dem Verhöhntwerden, die Unsicherheit über seine persönliche Macht, über seine Fähigkeit, sein Ziel zu erreichen, zwang ihn, sich nach allen Seiten Sicherungen zu bilden, die sein Verhältnis zu den Menschen in die Alternative Herrschen oder Beherrschtwerten drängten. Und so sehen wir — in seiner Liebe zu Ingrid und später zu Solveig — die Tendenz sich loszumachen, sobald die Entwicklung in ein definitives Stadium zu treten droht, aus dem kein Rücktritt mehr möglich ist. Denn dort, wo er die Herrschaft erreicht zu haben scheint, fürchtet er, sie nicht aufrecht erhalten zu können und flieht, um nicht einer Niederlage ausgesetzt zu sein.

Nach der Flucht vor Solveig, nach der ruhigeren Epoche seines Lebens als Sklavenhändler und Plantagenbesitzer, das aber

denselben Willen zur Macht verrät, treibt es Peer, der jetzt im Besitze realerer Mittel zur Herrschaft ist, zur Verwirklichung seines Ideals — des Kaisertums. Aber seine hastigen Vorbereitungen, die phantastischen Umwege, die er macht, jagen ihn auch in Afrika vom sicheren Besitz zu neuen abenteuerlichen Zielen, die, sobald sie erreicht sind, seiner Unfähigkeit wegen „sich ganz zu etwas zu entscheiden“ wieder fahren gelassen werden.

Da so die Ferne ihm nicht die Frage lösen konnte, die er an die Heimat gestellt hatte, betritt er wieder den alten Kampfplatz, wo der ganze Rest seines dort verbrachten Daseins in einigen seiner Lügenmärchen besteht. Und die Selbstbetrachtung, die das hohe Alter, das ihn an kein Ziel gebracht hat, ihm nahelegt, führt ihn zur vernichtenden Erkenntnis, dass sein ganzes Leben eine große Leere gewesen sei, ein auf Fiktionen gestütztes Gebäude. Er hatte sich selbst nachgejagt, aber als Ziel nicht sein wirkliches Wesen gehaft, sondern ein Idol konstruiert, das unerreichbar war. So hatte sein ganzes Leben zwischen den beiden Polen geschwankt: Sei dir selber treu und sei dir selbst genug. Und während der ethischen Forderung nach beides das Gleiche bedeuten soll, bestand bei ihm infolge des unüberbrückbaren Abgrundes zwischen Wunsch und Realität jene Spannung zwischen den Maximen, die jede Tat, jedes Erlebnis einer zwiespältigen Apperzeption auslieferte. Falls sie der einen genügten, mussten sie im Kontrast zur anderen stehen und das benützte er, um alles zu entwerten und zu umgehen, was sein Persönlichkeitsgefühl bedrohte.

So lange setzt sich dieses vergebliche Streben, dieses Hinaufschnellen und Hinabstürzen fort, bis er eine Hoffnung, in die er sein ganzes Wünschen konzentriert hatte, mit einer Erfüllung begnadet sieht, die ein Wunder ist, aber ein anderes als er es erwartet hatte: Solveig hat ihn mit über alles Menschliche hinausragender Treue erwartet.

Nicht gleich kann er sein ganzes Leben jetzt vollständig genug überwinden, um auf geradem Wege zu ihr zu gehen; denn seinem ganzen Lebensplan widerstrebt es, vor sie hinzutreten, ganz ohne Äquivalent für das ungeheure Opfer, als das er ihre Treue betrachtet, dem Ende eines Lebens nahe, das nichts aufzuweisen hat, was ihre Erwartung von ihm verlangen dürfte,

ohne Taten, ohne Persönlichkeit, selbst ohne Sünden, deren Verzeihung sie versöhnen könnte. Bis ihm die Erkenntnis aufleuchtet, dass sein Leben doch eine große Sünde gewesen sei, seit er von Solveig geflohen war, eine Sünde, für die er bei ihr Verzeihung erlangen könnte.

So findet er spät den Weg zu ihr zurück, zu Solveig, die keine Verzeihung zu gewähren hat, weil sie keine Schuld sieht, weil sie kein Opfer gebracht hat. Da er so bei ihr endlich den Sieg erringt, der in Angst gegeben, da er ahnt, dass sein wahres Leben nur das gewesen sei, das er im Glauben, Hoffen und Lieben Solveigs geführt hatte, vollzieht sich die Einswerdung von Geliebter und Mutter.

So endet der Kreislauf dieses Daseins dort, wo das Mysterium der Liebe nur mehr ein Element im Mysterium magnum des Daseins überhaupt wird.

WIEN

PAUL SCHRECKER



## UBER DAS STEREOSKOPISCHE BILD

So sehr der Bau des Auges der höheren Tiere bei den verschiedensten Arten eine außerordentliche Ähnlichkeit aufweist, so sehr unterscheidet sich die gegenseitige Lagerung der beiden Augen. Es kommen alle möglichen Abarten und Zwischenstufen zwischen zwei extremen Lagen vor, nämlich der rein seitlichen mit einer seitlichen Blickrichtung und der rein frontalen Lage mit Blickrichtung beider Augen nach vorn.

Was ist der Grund für den einen, für den andern Fall, was der Grund für eine etwaige Zwischenlage?

Bei der seitlichen Lage erwachsen dem Träger bedeutende Vorteile dadurch, dass sich die beiden Augen in dem von ihnen bestrichenen Raume ergänzen; denn jedes Auge hat annähernd ein Gesichtsfeld von einer Halbkugel. Wenn nun die beiden Augen nach entgegengesetzten Richtungen schauen, so schließen